

Bernd Greiner

Nachwort

Zur Aktualität von Günther Anders ...

... oder: Was man von alten, weißen Männern lernen kann. Von einem Zeitgenossen, der seiner Zeit den Puls fühlte und in den späten 1960er Jahren nicht nur die Militärstrategie der USA in Vietnam kommentierte, sondern unter der Hand eine Gesellschafts- und Kulturgeschichte moderner Kriege entwarf – ohne Archivquellen, aber mit dem Röntgenblick des peniblen Beobachters. So fügen sich die Glossen von Günther Anders zu einer Reliefkarte, die in einem publizistisch überwucherten Terrain markante Wegmarken setzt. Egal, ob er über Flächenbombardements, Männlichkeitsbilder oder das Ineinander von Mordlust und Lustmord schreibt, Anders legt in wenigen Sätzen und mit leichter Hand frei, wozu nachgeborene Historiker bestenfalls beim Verfassen dickleibiger Bücher vordringen. Wer sich kundig machen will, ist mit diesen Texten bestens beraten; und wer glaubt, das meiste schon zu wissen, wird über Wissenslücken ein um das andere Mal erstaunt sein. Davon abgesehen, sind die vor gut einem halben Jahrhundert verfassten Stücke auf frappierende Weise jung geblieben. Ihre Sichtachsen auf das Geschehen in Vietnam regen zum Nachdenken über das russische Gemetzel in der Ukraine an. Allein dieser Glutkern der Aktualität macht das Buch zur Pflichtlektüre.

Erstens verdeutlicht Günter Anders die Antiquiertheit der Rede vom »begrenzten Krieg«. Moderne Waffen – atomare, biologische und chemische, aber auch konventionelle, in ihrer Wucht kontinuierlich aufgeblasene Gerätschaften – ziehen die Zivilbevölkerung nicht mehr nur in Mitleidenschaft, sie steigern das Leid Unbeteiligter in historisch beispielloser Weise. Wenn, wie in Vietnam, besiedelte Gebiete als »Teiche« und feindliche Kämpfer als »Fische« in deren Wasser gelten, werden Angriffe auf ziviles Leben zumindest billigend in Kauf genom-

men oder öfter noch als militärische Notwendigkeit gerechtfertigt. Deshalb gingen über diesem Land, knapp so groß wie Deutschland, mehr Bomben nieder als auf allen Schauplätzen des Zweiten Weltkrieges zusammen. Die Zahl der Opfer, sie dürfte zwischen 1,5 und 3,5 Millionen gelegen haben, kannte Günther Anders noch nicht. Sie bestätigt aber eine seiner provokantesten Einlassungen: Man muss den landläufigen Begriff des Völkermords überdenken. Ob von Anfang an die Absicht bestand, eine Bevölkerung komplett oder in Teilen auszurotten, gibt demnach nicht den Ausschlag. Es reicht, dass bei der Verfolgung anderer Ziele – in diesem Fall war es der möglichst schnelle Sieg über antikoloniale Internationalisten – Mittel zum Einsatz kommen, deren Destruktivität unweigerlich zerstört, was hätte beschützt werden müssen: Menschen, Lebensräume, Kultur, Staatlichkeit.

Ob der Krieg gegen die Ukraine bereits heute, ein Jahr nach dem Überfall, als Genozid eingestuft werden muss, scheint fraglich. Aus berechtigter Empörung, mitunter auch aus politischem Kalkül, geht dieser Vorwurf allzu leicht von den Lippen. Andererseits ist die Tatsache, dass Bombeneinschläge und sonstige Gewaltexzesse noch längst nicht das in Vietnam geläufige Niveau erreicht haben, nur eine Momentaufnahme. Gezielte Deportationen von Zivilisten und das sich verdichtende Bestreben, die Bevölkerung mit Terrorangriffen gegen Wohngebiete und zivile Infrastruktur in die Knie zu zwingen, zeigen die Abgründe des Möglichen, von der medialen Propaganda über eine Auslöschung der ukrainischen Nation erst gar nicht zu reden.

Nichts wäre mir lieber, als mich zu irren, meinte Günther Anders einst mit Blick auf seine Warnungen vor einem Völkermord in Vietnam. Stattdessen behielt er Recht. Ein halbes Jahrhundert später zerbröselte die Hoffnung auf einen Irrtum wieder einmal von Tag zu Tag, nicht allein wegen der Entschlossenheit des Kriegstreibers im Kreml, sondern ebenso wegen der Unfähigkeit seiner westlichen Gegner. So berechtigt und notwendig die Kiew zukommende militärische Hilfe zur Selbsthilfe zweifellos ist, sie läuft ins Leere ohne eine politische Rahmung – ohne eine Antwort auf die Frage, welche konkreten Ziele da-

mit erreicht werden sollen und was die Waffen endlich zum Schweigen bringen kann. Je länger nichtssagende Floskeln wie »Unterstützung so lange wie nötig« oder »bis zum Sieg über den Aggressor« im Umlauf bleiben und je mehr die Verhandlungsdiplomatie in deren Schatten verkümmert, desto poröser wird die Grenze zum Vernichtungskrieg.

Aktuell treibt das Jonglieren mit Atomwaffen sämtliche Ungewissheiten auf die Spitze. Dass Wladimir Putin dieses zynische Treiben nicht erfunden hat, dürfte bekannt sein. Während des Koreakrieges dachte Präsident Harry S. Truman öffentlich über nukleare Drohgebärden nach, den in Vietnam mit dem Rücken zur Wand stehenden Franzosen bot Washington im Jahr 1954 taktische Nuklearbomben zur freien Verwendung an, die wiederholten Spannungen in der Taiwanstraße befeuerten die USA mit nuklearen Gedankenspielen. Und Dwight D. Eisenhower gab Jahre nach seinem Abschied aus dem Weißen Haus alledem den Anstrich des Selbstverständlichen: »Niemand ist mir der Gedanke gekommen, dass die Vereinigten Staaten Atomwaffen nicht anwenden sollten, wenn sie den Interessen des Landes am besten dienen würden.«

In der Anders'schen Fundgrube öffnet dieses Zitat die Augen für eine damals wie heute taktgebende Strategie: Eine Großmacht, die nicht alle ihre Machtmittel in die Waagschale wirft, dankt freiwillig ab, man darf aus Angst vor dem Tod nicht Selbstmord begehen. Abschreckung funktioniert also im Sinne ihrer Erfinder nur, solange die Gegenseite größere Angst vor einer Eskalation hat als man selbst. Dass in der öffentlichen Debatte unserer Tage trotz alledem die Risiken einer fortgesetzten Konfrontation gerade von jenen kleingeredet werden, die einst durch ihren Kampf gegen den Atomtod politisch erwachsen wurden, hat vielerlei Gründe. Das selbstverschuldete Nichtwissen über die Logik nuklearer Erpressung und den Formwandel des Krieges zählt zu den gewichtigsten.

Zweitens leuchtet Günther Anders die Abgründe imperialer Symbolpolitik aus. Auffällig oft beschrieben amerikanische Spitzenpolitiker den Krieg in Vietnam als Modell- oder Illustrationsfall. Mit gutem Grund, ging es doch um allerlei Tests.

Etwa um die Erprobung neuartiger Waffen oder um die Tauglichkeit der Armee für eine Aufstandsbekämpfung in aller Herren Länder. Oder darum, dass die USA sich Kanonen und Butter leisten können, ja sogar in der Lage sind, einen Krieg zu führen und gleichzeitig auf dem Mond zu landen. Vorweg aber sollte all jenen, die in Asien, Lateinamerika und Afrika ebenfalls über die Möglichkeit eines nationalen Befreiungskampfes nachdachten, der Preis ihrer Fantasien vor Augen geführt werden: Tod und verbrannte Erde. Im Grunde betrieb Washington die Umkehrung eines berühmten Satzes von »Che« Guevara: Zur Not schaffen wir ein, zwei, drei, ganz viele Vietnams. Die Konsequenz lag derart offen zutage, dass sie von den meisten übersehen wurde, mit Ausnahme von Günter Anders: »Wahr ist, dass der Export der Gräuelbilder eines der Hauptziele der Gräueltaktionen darstellt.« Um dieses Exempels und um der Botschaft willen, dass Widerstand gegen den amerikanischen Hegemonen selbstmörderisch ist, flossen Unsummen in die Kriegskasse des Pentagon – symbolisches Kapital in Gestalt harter Währung.

An dieser Stelle drängen sich wiederum Parallelen zum Krieg gegen die Ukraine auf. Wer auch immer in der Russischen Föderation einen eigenen Weg gehen möchte, hat fortan die Bilder aus Cherson, Charkiw oder Kiew vor Augen – und dass den Schlächtern von Butscha Verdienstorden umgehängt wurden. Indem Putin real oder imaginiert Abtrünnigen Angstfesseln anlegen will, betreibt er zugleich seine eigene Selbstfesselung. Denn er kann sich einen demütigenden Rückzug nicht leisten, es sei denn um den Preis, just jene zu ermutigen, die er hatte einschüchtern wollen – Aktivisten, die sich sagen werden, dass jederzeit wiederholt werden kann, was einmal gelungen ist. Überdies wäre sein Anspruch, einer Großmacht vorzustehen und den USA an Orten seiner Wahl Paroli bieten zu können, gründlich ramponiert. In diesem Sinne führt Symbolpolitik schnurstracks in eine Glaubwürdigkeitsfalle: Man muss Entschlossenheit demonstrieren, um seine Interessen zu schützen; und das Interesse besteht darin, entschlossen aufzutreten.

Ein verlässlicher Indikator für den Unwillen oder die Unfähigkeit zur Kurskorrektur ist das Beschwören der Domino-

theorie. Für Putin und seine Kamarilla kann eine national selbstbewusste Ukraine jederzeit eine Kettenreaktion oder den Fall von Dominos an den ausfransenden Rändern des geschrumpften Imperiums auslösen. In spiegelbildlicher Verkehrung wird im Westen das Horrorszenario eines unter russische Ägide fallenden Korridors vom Baltikum über Polen bis zum Balkan gezeichnet. Und irgendwann steht der Russe wieder vor Berlin. Oder die Freiheit muss, wie es in den späten 1960er Jahren hieß, vor der Küste Kaliforniens verteidigt werden. Gegen diese schier unverwüstlichen Totschlagsargumente ist hier wie dort kein Kraut gewachsen. Das wusste Günther Anders nur zu gut. Dafür machte er umso nachdrücklicher auf den Preis kognitiver Selbstnarkotisierung aufmerksam: dass der Krieg sich in die Länge ziehen und schließlich mit Vereinbarungen sein Ende finden wird, die man bereits in einem wesentlich früheren Stadium hätte schließen können. Diese Lektion aus Vietnam wird aller Voraussicht nach wieder Lehrgeld kosten – es sei denn, eine Seite springt über ihren Schatten und bringt das unnachgiebige Gegenüber in Zugzwang. Letzteres hätte den Namen Zeitenwende wahrlich verdient.

Drittens seziert Günther Anders die Arroganz der Macht. Er selbst bevorzugte andere Vokabeln und sprach von Heuchelei, Scheinheiligkeit oder moralischem Analphabetentum. »Macht macht beschränkt, und je unbeschränkter Macht ist, umso beschränkter macht sie dessen Inhaber.« In der Tat leisteten sich Journalisten, Politiker und Militärs diesbezüglich einen Überbietungswettbewerb. Ihre Hinterlassenschaften sind der Stoff für eine noch ungeschriebene Kulturgeschichte des Vietnamkrieges an der Heimatfront, die unter anderem zu dem Befund kommen müsste, fortan nicht mehr von Kultur zu sprechen. Allzu dominant ist nämlich die Sprache von Folterknechten, die sich darüber unterhalten, wie man Daumenschrauben anzieht, Schmerzgrenzen austestet und den Druck mal dosiert, mal unerträglich macht. Dazu passt das nonchalante Schwadronieren über den »Body-Count«, als handelte es sich bei der Zahl getöteter Feinde nicht um Menschen, sondern um zur Strecke gebrachtes Wild – wohlgemerkt nicht nur in der Spra-

che gemeiner Soldaten, sondern vorzugsweise im Duktus von Verantwortlichen, die sich viel auf ihre Bildung zugutehielten. Den sprichwörtlichen Vogel schoss dabei Lyndon B. Johnson ab, als er den Komiker Bob Hope zum Amüsement der Truppe nach Vietnam schickte: »Kein Krieg ist ein richtiger Krieg ohne Bob Hopes Witze.« An der Front angekommen, glich dieser sich dem Niveau seines Präsidenten an und bezeichnete Flächenbombardements als »die beste Slumsäuberung, die es je gab«. Was selbstverständlich nicht heißen sollte, dass Schwarze in Los Angeles, Chicago oder New York ein Recht gehabt hätten, Slums durch das Abfackeln ihrer verpesteten Bruchbuden zu säubern. Die Staatsgewalt lehrte sie Mores, im Namen von Recht und Ordnung und, wie könnte es anders sein, Gott.

Ob Günther Anders die russischen Kriegsherren von heute an den Pranger gestellt hätte, ist eine überflüssige Frage. Offen ist nur, wie er wohl zu Werke gegangen wäre. Noch bissiger, noch grimmiger, noch unbestechlicher? Vermutlich nicht, denn für Repräsentanten moralischen Irrsinns hatte er die angemessenen Worte längst gefunden, glasklar und in kaum zu überbietender Schärfe. Im Spiegel dieser Betrachtungen kommen manche Unverfrorenheiten Wladimir Putins wie ein Déjà-vu daher, etwa die Umdeutung von Zerstörungen in einen Akt der Befreiung. Oder sein Bedauern, einen falschen Ort dem Erdboden gleichgemacht zu haben – als gäbe es zivile Ziele, die man mit Fug und Recht pulverisieren darf. Oder die Selbstverständlichkeit, mit der Deportationen und Massenflucht zum Werk guter Samariter umgedeutet werden, angeblich ganz im Sinne der Betroffenen und als Tor in eine bessere Zukunft. Fortsetzungen werden folgen, und erstaunlich ist eigentlich nur das ungläubige Erstaunen über derartige Obszönitäten. Womit ein weiterer, vielleicht sogar der elementare Aspekt im Anders'schen Œuvre zu Tage tritt: das nimmermüde, oft am Rande der Resignation betriebene Anschreiben gegen Geschichtsvergessenheit.

Die Übergänge zwischen Ignoranz und Selbstgefälligkeit sind bekanntlich fließend. So auch und gerade bei der Frage nach einer angemessenen Ahndung verbrecherischer Politik.

Dass ein Angriffskrieg das Urverbrechen schlechthin und immer wieder die Quelle anderer Makroverbrechen ist, versteht sich von selbst. Nicht umsonst steht diese Lehre im Verbotskatalog der UNO-Charta ganz oben. Ihr Geltung zu verschaffen, war und ist eine Herausforderung, die keine Doppelmoral duldet. Will heißen: Putin gehört vor ein internationales Strafgericht. Was aber für den Kriegsverbrecher aus Moskau gilt, muss gleichermaßen für alle anderen gelten, die Angriffskriege befohlen und umgesetzt haben – die meisten amerikanischen Präsidenten nach 1945 eingeschlossen. Solange darüber ein Tabu liegt, bleibt die Rede von einer »wertebasierten Außenpolitik« nichts weiter als lupenreines Philistertum, vorgelesen zur moralischen Selbstergötzung ihrer Propagandisten und von jenen zu Recht verspottet, ohne deren Unterstützung das Völker- und Menschenrecht auf ewig eine stumpfe Waffe sein wird.

Im Streit mit den Selbstgerechten fehlt die Stimme von Günther Anders. Einerseits. Andererseits hat er mit seinen Texten eine Art Flaschenpost auf den Weg gebracht, Einsichten, die zu seiner Zeit weithin verhöhnt, verachtet und in den Dreck gezogen wurden, aber die Zeit überdauert und in neuen Milieus Wurzeln geschlagen haben. Nun stehen wieder härtere Jahre ins Haus, vermutlich auf lange Sicht. Die Aussicht wird nicht erträglicher, wenn Journalisten wie Clausewitz schreiben, Parlamentarier sich das Kostüm von Feldherren überwerfen und Professoren so tun, als wären sie gerne Panzerfahrer – Experten für schweres Gerät über Nacht, die zwecks Sicherung des Friedens tagein, tagaus zur Vorbereitung auf den Krieg trommeln und die Vergangenheit auf ihrer Seite wännen. Und dennoch kennt Geschichte kein letztes Wort. Wie man dem Lob von Waffen mit den Waffen der Kritik begegnet und welcher Haltung es dabei bedarf, ist nach wie vor präsent, der Besteckkasten der Gegenargumente ist praller gefüllt denn je. Danke, Günther Anders.